Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 148

Artikel: Die Nomaden vom Alpstein
Autor: Zünd, Marcel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885196

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

landschaft ohne hütte

Bild: Herbert Weber

Die Nomaden vom Alpstein

von Marcel Zünd

Unsere Vorfahren gelten als sesshaft. Die Geschichte zeigt auch anderes. Im 18. Jahrhundert zogen Sennen mit ihrer Herde durch den Alpstein und winterten bei verschiedenen sesshaften Bauern.

«Nachdem die Herbstgräser abgeweidet und der Winter sich durch Schnee oder Reiff und Kälte angekündigt hat, begibt sich alsdann ein solcher Senn, der wohl Kühe, aber kein dürres Futter besitzt, von dem einen zu dem andern Bauern (der dann sagt: ich habe den Senn bekommen) von dem er Heu gekauft hat, und zieht bisweilen in einem Winter an fünf bis acht verschiedene Orte, nicht nur in Innerrhoden, sondern auch nach Ausserrhoden, und umgekehrt, ja sogar in dem Rheintal, der alten Herrschaft Sax, und den fürstlich St.Gallischen Gegenden mit seiner Herde herum.» J.R. Steinmüller, 1804

Der Nomadismus fasziniert die Menschen der westlichen Zivilisation. Wir sehen das jeweils bei unseren Führungen durch die Ausstellung «Heuen» im Volkskunde-Museum Stein, wenn wir erzählen, dass sich im Appenzellerland im 17. und 18. Jahrhundert eine Lebensform entwickelt hat, bei der gewisse Bevölkerungsgruppen ganzjährig mit ihren Herden dem Futter nachzogen und keinen festen Wohnsitz hatten. Augen und Ohren gehen auf, die Aufmerksamkeit ist geschärft. Aha, Nomaden! Oder gar: Unsere Vorfahren, die Nomaden! Dieser letzte Ausspruch ist aber nicht nur verkürzt, sondern auch falsch: Unsere appenzellischen Vorfahren waren sesshaft. Das Interessante ist gerade, dass sich innerhalb dieser bäuerlichen Gesellschaft für eine begrenzte Zeit von immerhin mehr als 200 Jahren eine Lebensform entwickeln konnte, in der ein Teil der Bevölkerung nomadisch lebte.

Heu als Symbol der Sesshaftigkeit

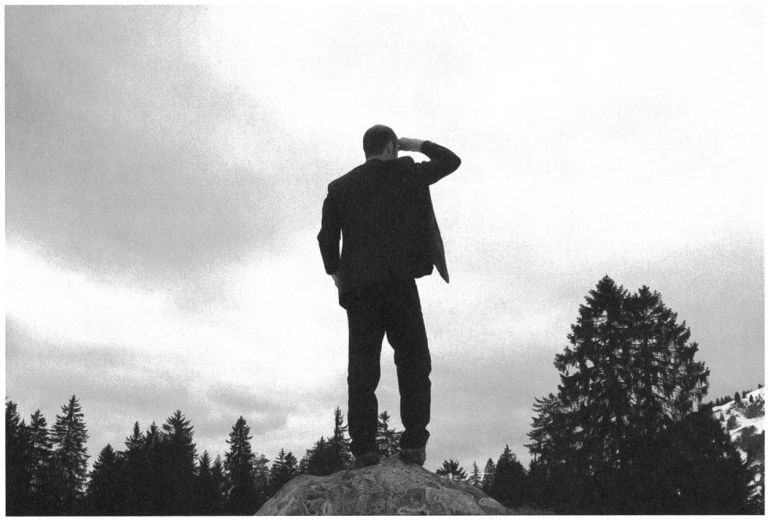
Im so genannten «Heubauernsystem» arbeiteten Sennenbauern, die über Tiere verfügten, nicht aber über Boden, mit den Talbauern zusammen, die eine Liegenschaft, aber kaum Vieh besassen, vielleicht eine Kuh für den Eigenbedarf und etwas Kleinvieh. Diese «Heubauern» produzierten auf ihren Liegenschaften im Sommer Heu, das sie an die Sennenbauern verkauften, die im Winter mit der Herde und der ganzen Familie beim Heubauer Station bezogen, bis die vereinbarte Heumenge aufgezehrt war. Neben dem Kaufpreis für das Heu umfasste der Handel auch Stall- und Wohnrechte sowie den Tausch von Naturalien.

Im Heubauernsystem trifft das Heu als Symbol der Sesshaftigkeit auf seinen Gegenpol, die frei schweifende Herde als Symbol des Nomadentums. Man muss sich hierbei vergegenwärtigen, dass die appenzellische Landwirtschaft grundlegend eine Heuwirtschaft ist: Das Heu sichert die Existenz des Milchbauern, er kann damit die Herde durch den langen Winter füttern. Die Menge der Heuernte bestimmt die mögliche Grösse der Herde – und damit die Menge der Milchprodukte, Verdienst und Wohlstand. Heu ist die kritische Masse, um die sich alles dreht.

Heumesser wurden solche, die in der Schule durch gute Rechenfähigkeit aufgefallen waren.

Die Anfänge des Heubauernsystems reichen weit zurück und sind historisch nicht genau fassbar. Zwei Faktoren spielten bei der Entstehung eine Rolle: einerseits die Aufsplitterung der Bauernbetriebe durch die wachsende Bevölkerung und Erbteilung, verbunden mit der Privatisierung der Alpen im 17. und 18. Jahrhundert, und andererseits die sich ausbreitende Textil-Heimindustrie, die Arbeitskräfte für nichtbäuerliche Tätigkeiten benötigte. Dank der Arbeitsteilung zwischen Sennen- und Heubauern liess sich intensive Graswirtschaft leicht mit industrieller Tätigkeit verbinden – eine der Voraussetzungen für die unglaubliche frühindustrielle Entwicklung des ausserrhodischen Appenzellerlands.

Die Sennen waren abhängig von den Heubauern, bei denen sie in der Regel dreimal jährlich einkehrten: im Herbst zum Abweiden des Emds, im Winter für die Verfütterung des Heus und im Frühling bis zum Alpaufzug für den ersten Weidegang. Der Heubauer



hatte dem Senn Ställe für die Kühe und Schweine, die Küche, einen Keller für die anfallenden Milchprodukte und ein Schlafgemach bereit zu stellen. Zusätzlich lieferte er ihm die notwendige Streue und das Brennholz. Dafür erhielt er neben dem Erlös aus dem Heuverkauf auch den gesamten Dünger.
Als Heubauern kamen vor allem Mittel- und Grossbauern in Frage: Sie besassen genügend grosse Liegenschaften und konnten geräumige Stallscheunen zur Verfügung stellen, mit zwei grossen Kuhställen, Schweine- und Ziegenstall und zwei Heustöcken, daneben genügend Wohnraum und eine grosse Küche im Wohngebäude. Es gab auch kleinere Heimwesen, die Heu an Sennen verkauften. Dort wurden aber nur ein paar der Kühe «ans Futter gestellt».

Wer den Senn hat

Die Menge des handelbaren Heus zu ermitteln, war der zentrale Akt des Handels zwischen den Parteien. Nur ein staatlicher Heumesser durfte diese Heumessung durchführen. Das Heumesswesen war durch Verordnungen klar geregelt. Die Heumessung wurde in Gegenwart beider Parteien vorgenommen. Die Heumesser waren verpflichtet, die Heumess-Ausrechnungen «zur Einsicht aller, an den Stallwänden mittelst Kreide anzubringen. Dort mussten sie stehen bleiben bis zum Wegzug des Sennen» (G. Meyer, Die alte Bauernrechnung, 1895). Es wurde ein «Massschein» ausgestellt und ein Verzeichnis über alle vorgenommenen Heumessungen geführt.
Heumesser wurden solche, die in der Schule durch gute Rechenfähigkeit aufgefallen waren. Sie mussten eine Prüfung bestehen und einen Eid ablegen. Ihr wichtigstes Arbeitsinstrument war der Heumessstab, ein Senkblei und Schreibkreiden. Sie rechneten nach dem System der «alten Bauernrechnung», der Puurerechnig. Dabei handelte es sich um eine nicht-dezimale Rechenart mit den römischen Zahlen, auch Puurezaale genannt. Der Ausdruck Puureföfi für die römische V ist heute noch verbreitet.
In der Bauernrechnung gab es nur Addition und Subtraktion. Musste bei der Heurechnung zur Ermittlung des Volumens multipliziert werden, wurde dies durch eine Aneinanderreihung von Additionen gelöst. Der Heumesser schrieb beim öffentlichen Vorrechnen schnell eine ganze Stallwand mit Zahlen und Symbolen voll. Die Masseinheit war der Klafter (1,84 m), der in Halbe, Viertel, Achtel, Sechzehntel, Zweiunddreissigstel, Vierundsechzigstel und Hundertachtundzwanzigstel eingeteilt war – die Genauigkeit der Heumesser war beträchtlich.
Ungeschriebene Gesetze ordneten das Verhältnis zwischen Heubauern und Sennenbauern bis ins Detail. Rechte und Pflichten waren definiert und wurden mündlich überliefert, oft ergaben sich dauernde Verbindungen zwischen den zwei Parteien. Die Anwesenheit der Sennenfamilie war für die Gastfamilie eine Abwechslung im langen Winter und hatte Betrieb und einen reich gedeckten Tisch zur Folge. Man kann sich vorstellen, was geschah, wenn ein lediger Senn nach einem Sommer auf der Alp in die Gesellschaft heiratsfähiger Frauen geriet. Manch eine Heirat war die Folge der räumlichen Nähe und der

Bild: Herbert Weber

lockereren Sitten, wenn man «den Senn hatte».
Die Appenzeller Bauernhäuser waren prädestiniert für das Heubauernsystem. Das Bauernhaus hatte sich im Hinblick auf diese Bedürfnisse kontinuierlich zum eigentlichen Heubauernhaus entwickelt, geprägt durch grosse Stallungen und grosse Heustöcke. Einzelne Bauernhäuser scheinen für die Nutzung im Heubauernsystem optimiert worden zu sein, etwa indem in der Küche zwei Kochstellen eingerichtet, zwei Stuben mit Kachelöfen ausgestattet wurden oder aussergewöhnlich viele oder grosse Schlafräume vorhanden waren. Auch zusätzliche Käserei- und Kellerräumlichkeiten weisen auf die Verwendung als Heubauernhaus hin.

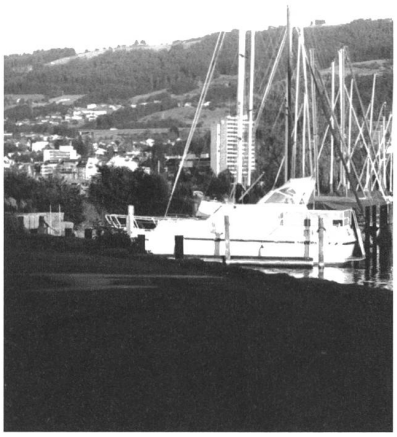
Sesshaft untergehen

Im 19. Jahrhundert löste sich das Heubauernsystem zusehends auf. Die Sennen – denen es im allgemeinen wirtschaftlich besser ging als ihren Gastgebern – erwarben vermehrt Talliegenschaften und machten sich von den Heubauern unabhängig. Anderseits war durch den Zerfall der Heupreise in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Arbeitsteilung für die Heubauern nicht mehr lohnend. Wenn sie ihre Lage nicht in der Heimindustrie verbessern konnten, kehrten viele wieder zur Viehzucht zurück, besonders nachdem diese durch die staatlich propagierten Rassenzuchtbestrebungen wieder lukrativer geworden war. Die Sennen betrieben keine Viehzucht; sie kauften im Frühjahr junge Kühe und nutzten ihre Milchleistung. Kälber wurden umgehend wieder verkauft, als Milchkonsumenten konkurrenzierten sie die Käseproduktion.
Die geregelte Viehzucht, die etwa durch die Einführung der Viehschauen und durch hohe Prämien für Zuchtstiere unsterstützt wurde, bedeutete das Ende des Heubauernsystems in seiner gewachsenen Form. Diese «Nebenwirkung» der Rassenzuchtbestrebungen, die Sesshaftmachung der Sennenbauern, war bei der Obrigkeit sicher nicht unerwünscht. Trotz dieses Niedergangs betrieben einzelne Familien die alten Austauschbeziehungen bis ins 20. Jahrhundert hinein. Noch 1907 wurde in Appenzell Innerrhoden eine Neufassung einer kantonalen Heumessverordnung herausgegeben. Der Bedarf, die Messung der kritischen Masse, um die sich alles dreht, zu regeln, war noch vorhanden.

Marcel Zünd, 1954, ist Ethnologe sowie Museologe und leitet das Appenzeller Volkskunde-Museum in Stein AR.

Appenzeller Volkskunde-Museum Stein AR. Heuen – im Appenzellerland: Geschichte, Bauernarbeit, Kultur. Bis 8. Oktober 2006. Vortrag des Historikers Dr. Albert Tanner zum Thema «Heubauern und Sennenbauern», Mi, 27. September, 20 Uhr. Öffnungszeiten: Mo 13.30-17 Uhr, Di-Fr 10-12 Uhr und 13.30-17 Uhr, Sa/So: 10.00-17.00 Uhr. Mehr Infos: www.avm-stein.ch

Bild: J. St.



RORSCHACHER SÄNTIS

von Marcel Elsener

Alles und alle hier draussen sind einem massiven Säntisdruck unterworfen, im regionalen Monopoly erzielte der Berg Höchstpreise, ein Wunder, dass er noch nicht von der AFG gesponsort und von HRS generalunternommen ist.
Alles und alle? Nicht ganz. In Rorschach erzeugt der Berg allenfalls eine Ahnung. Wenn er denn dort hinten läge, schau, im Dunst über Bregenz. Aber das ist nur der Pfänder, die nächste österreichische Erhebung. Der Pfänder hat auch so ein ä im Namen. Blöde Berge, die ein ä im Namen haben, dacht ich schon als Bub. Heisst ja auch nicht Mätterhorn. Tödi tönt auch blöd, im Vergleich zu Malbun, Gamserrugg, Pizol, wo wir zum Skifahren hinfuhren.
Der Säntis, «unser» Mätterhörn. Verzeihen Sie, aber dazu will einem Seebuben nicht viel einfallen. Dieser Ä-Berg spielt für ihn keine Rolle. Das liegt vor allem daran, dass wir Rorschacher ihn gar nicht sehen können. Es sei denn, wir fahren mit dem Boot ein paar hundert Meter auf den See hinaus, bis wir über unseren eigenen Berg schauen können, den Rorschacherberg. Tausend Meter hoch, sechshundert zum Hochlatschen, das langt. Das ist unser Bezugspunkt, nicht der Säntis, der ja auch nur zweieinhalb Mal höher ist. Der R-Berg, auf ihn schauen wir – bangend, ob schon Schnee liegt auf dem Weissen Fleck, und hoffend, dass er das Gewitter anzieht und ins böse Zwergenland verjagt. Das ist das Land hinter dem R-Berg, und der liegt selber schon im Rücken, weil die Perspektive seewärts geht. Weit ist der Alpstein, hinter dem Berg und Dutzenden Hügeln, unvorstellbar weit weg.
Die Profitouristiker widersprechen, sie müssen ihre Verkaufsregion büscheln. Aber man verschone mich mit dieser Wir-Landschaft «zwischen Säntis und Bodensee»: Den «Ostschweizer» gibt es ebenso wenig wie das Gebilde, in dem er vorkommen sollte. Ich fühlte mich einem Bregenzer oder Lindauer stets verbundener als dem Bewohner der Fusspilzlandschaft unterm Säntis; meine O-Schweiz verflüchtigte sich stets dem See entlang Richtung Romanshorn, Konstanz, Stein am Rhein und Schaffhausen. Und sowieso versehnsuchtete ich mich lieber noch übers (Schwäbische) Meer, das am liebsten gleich bis Norwegen oder England reichte. Oder wenigstens bis Hamburg. Immer schön flach, mit vielleicht noch ein paar Klippen.
Geständnis: Ich bin jetzt 42, habe die meiste Zeit in der Gegend gelebt – und war noch nie auf dem Säntis. Warum auch? Um auf die O-Schweiz herunterzuschauen? Gewiss war dem Interesse nicht förderlich, dass der Säntis in Appenzell liegt. Schon als Bub kriegte ich wechselweise Weinkrämpfe oder Wutanfälle, wenn es mit den Eltern ins Hügeliufhügeliabland ging (statt ins Gaissauer Riet).
Auch mit der Kunst, so bemüht die immer ist, ging mir nie das Alpstein-Licht auf. Die tolle Kunstbibliothek damals von «Art & Appenzell» – in einem Schindelhutzelhäuschen, wo man ständig den Kopf anschlug, grauslig. Oder die Profi-Alpsteinverklärer, wie der Filmer Peter Liechti, mit seinem romantisierenden Blick für den Berg und seine kurligen Leut, als angeblich einzige Kraftquelle in der O-Schweiz. Fred Kurers Buch hab ich nicht gelesen, äxgüsi, das wär wohl erhellend. Gepackt hat mich Wolf Steigers Geschichte vom Doppelmord, die ich für eine Zeitung redigierte, aber das lag eher am Bergkoller und am Kriminalfall. Manchmal holt einen der Säntis ein, aber nie heim. Auf dem Plakat von Appenzell Tourismus, das ich auf einer Litfasssäule am Kleinbasler Rheinufer passiere, erscheint er als ein Ort, an dem niemand sein möchte; ein abweisender Haufen Geröll, irgendwo im Niemandsland. Vermutlich ist das der Grund, warum neun von zehn Baslern noch nie in der O-Schweiz waren.
PS: Leider war ich vorgestern auf dem Säntis. War erhebend, trotz Sonntag und also Chinesen, Brasilianern, Deutschen, Velorennen, Volksmusik und Töffdemo auf der Schwägalp. In der topmodernen Bergstation schlief ein Inder auf Tagblattkissen, auf der Terrasse der alten Säntisbeiz mampften wir einen Schüblig, fütterten die Bergdohlen und zählten die Gipfel. Jetzt findet es meine Basler Freundin eine prima Idee, den Alpstein zu durchwandern und den Berg nicht nur zu beschweben, sondern zu besteigen. Wird mein Durchbruch sein. I love Santis, keuch!

was wir sind bleibt gleich

Bild: Herbert Weber